

Der Linie folgen – „Ich werde diesen Weg mit wehenden Fahnen gehen“

Der Maler und Zeichner Karl Kunz

Sehr geehrte Damen und Herren,

Prolog

Wir befinden uns derzeit auf dem Höhepunkt des hiesigen Landestagswahlkampfes und somit im Epizentrum der Inszenierung. Ich beschäftige mich seit einigen Jahren mit der Selbstinszenierung. Das war das Thema meiner Dissertation, die ich gefühlt in einem anderen Erdzeitalter vorlegte. In die Gegenwart nahm ich das Interesse an der Inszenierung von Künstlern und anderen Personen des öffentlichen Lebens mit, der ich mich seitdem in meinem Alltag widme. Anschauungsmaterial finde ich genug, so dass ich derlei literarisch weiterverarbeiten muss, um der Fülle des Stoffs gerecht zu werden. Mein besonderes Augenmerk gilt dabei der Politikerfigur. Im Zuge meiner Ermittlungen wurde mir eine Szene zuteil, die mich direkt zum heute Abend behandelten Thema führt.

Es begab sich, dass ein Politiker einmal seine Position, seine Standhaftigkeit bezüglich Kritik aus den eigenen Reihen und selbstverständlich der Opposition wie folgt illustrierte und zu Stift und Papier griff.

Zeichnung zeigen

Dazu erklärte der Politiker: Die gerade Linie stelle ihn und seine Haltung dar, während die anderen mit der Schlangenlinie Bezeichneten Wankelmut und wechselnde Gesinnung bewiesen. Diese wiederum ihn, jeweils von ihrem momentan eingenommenen Standpunkt aus betrachtet, derlei bezichtigten. Wie auch immer

Wir sind uns gewiss einig, dass diese – durchaus nicht unkomische - Demonstration der Glaubwürdigkeit ein ziemlicher Blödsinn und possenhaftes Authentizitätsgeflunker war.

Schal und elend wird das erst, wenn ich es mit einem Satz von Karl Kunz zusammendenke: „Ich werde diesen Weg mit wehenden Fahnen gehen“, erklärt er einmal.

Mit wehenden Fahnen

Der Unterschied besteht darin, dass es für Karl Kunz nicht um die möglichst glaubhafte Darstellung von Authentizität, sondern um das Leben selbst ging.

Bleibt festzuhalten: Der Kompromiss war keine von Karl Kunz bevorzugte Option.

Ein dritter Satz über die Linie als Symbol der Standhaftigkeit und das Leben folgt noch, und damit hat sich die Linie vollends verknäuelte. Vom Theatermann Antonin Artaud ist der Satz überliefert „Ich erkenne, was mir passiert und nicht, was auf der Linie liegt“. Der Kunsthistoriker Ottmar Bergmann zitierte ihn im vergangenen Jahr aus Anlass einer Karl Kunz-Ausstellung im Kunstforum Halle als eine Art Motto für Leben und Werk des Malers.

Ich übersetze ihn wie folgt: Ich folge keinem Trend, keinem Beifall, weder dem von der richtigen, als auch dem von der falschen Seite.

Der Preis, der an diesem Beschluss hängt, ist hoch. Bezahlen kann oder will ihn kaum einer. Gewiss kein von der wechselnden Gunst der Wählerstimmen abhängiger Politiker, auch nicht die meisten Künstler, von denen so mancher aus übersteigerter Furcht, dass ein Oberbürgermeister kein Grußwort zu ihrer Ausstellungseröffnung hält, sich feige wegduckt.

Sich dem verweigert zu haben, dafür hat Karl Kunz meinen unbedingten Respekt.

Die Linie ziehen

Die Linie, die er zog, den Weg, den er wählte, führte nicht über längst ausgetretene Pfade durch sicheres Gebiet. Kunz suchte ihn sich selbst. „Ich bin Autodidakt. Somit war ich immer auf das genaue Studium anderer angewiesen“, erklärte er in seinem Todesjahr 1971 in einem Brief an den Kulturgeschichtlicher Gustav René Hocke.

Was mancher gerne verschweigt, - kein reguläres akademisches Kunststudium absolviert zu haben – bekannte Kunz ganz offen. Denn ein solches Bekenntnis betonte das große Maß an Verantwortung und den hohen Eigenanteil, den der angehende Künstler an seiner Ausbildung zu leisten hatte, anstatt dass er sich von einem Lehrer sagen ließ, was er zu tun und zu lassen hatte.

Karl Kunz wurde als Jugendlicher von einem Augsburger Kunstmaler unterrichtet. Das war ganz im Stil der damals üblichen spätimpressionistischen Malweise. Der darauf gefasste Plan eines Studiums an der Münchner Kunstakademie blieb erfolglos. Kunz wurde nicht angenommen, ging dennoch 1922 nach München und bildete sich auf eigene Faust aus: Er zeichnete Akte, besuchte Museen und Vorlesungen an der Universität, ging auf Exkursionen und suchte den Kontakt zu einer privaten Kunstschule, die der französischen Moderne zugetan und dem ungegenständlichen Malen zugeneigt war.

1927 wechselte er nach Berlin, kam in Kontakt mit einem Kunstprofessor, der als Begründer der „Juryfreien Kunstschau“ brandaktuelle Kunst zeigte. Kunz war dabei und kam darüber in Kontakt mit dem an der Kunstgewerbeschule Burg Giebichenstein lehrenden Maler Erwin Hahs. Eine glückliche Fügung, wie es scheint, denn Hahs setzt auf all’ das, was Kunz bisher sich erarbeitet hatte und was sein Werk bestimmte: Naturstudien, Aktzeichnen, experimentelles Arbeiten, Diskussion der aktuellen Kunstströmungen unter Beibehaltung einer eigenen Positionen zwischen gegenständlich und abstrakt, frei und angewandt und vor allem der Wandarbeit zugeneigt. Kunz experimentierte mit Lack und Holz, arbeitete plastisch, rückte seine Formen in die Nähe der Abstraktion. Doch das Jahr 1933 veränderte auch sein Leben: Bedrängt von den Nazis, als „entarteter Künstler“ bezeichnet, zog er sich lebensnotwendig nach Augsburg zurück und führte den väterlichen Furnierhandel fort und malte heimlich weiter.

Galt doch noch immer „Ich erkenne, was mir passiert, und nicht was auf der Linie liegt“ und ihn darauf verpflichtete, weiterzuarbeiten, ständig bedroht von der Entdeckung und am Ende

ereilt von der realen Zerstörung seines bisher entstandenen Werks im Jahr 1944 bei einem Bombenangriff.

Nach Kriegsende hatte er keine Zeit zu verlieren. Umgehend kümmerte er sich um die Teilnahme an Ausstellungen in München, Konstanz und Dresden, weitere Teilnahmen scheiterten an den strengen Auflagen der damaligen Besatzungszonen. Darum war Eigeninitiative verlangt und Kunz organisierte mit anderen 1947 in Augsburg die Ausstellung „Extreme Malerei“, die auch in anderen Städten gezeigt wurde. Es war eine Bestandsaufnahme der Werke von Ackermann bis Winter, ein Sammeln der durch 12 Jahre Diktatur unterbrochenen Tradition der modernen Malerei. Noch war das Spektrum der malerischen Gesten breit und der Konflikt zwischen Generationen und Malstilen nicht existent.

Saarbrücken

Der Maler und Autor Franz Roh wurde auf Kunz aufmerksam und empfahl ihn dem Maler Hermann Henry Gowa, der für die neueröffnete Staatliche Schule für Kunst und Handwerk in Saarbrücken nach Lehrkräften suchte, die, um es mit Artaud zu sagen, in den vergangenen 12 Jahren „nicht auf der Linie“ gelegen hatten. So kam Kunz nach Saarbrücken. Das hier etablierte Personaltablau im Fach Malerei spiegelte die damals noch bestehende Vielfalt wider. Gowa repräsentierte die Synthese zwischen Impressionismus und Expressionismus. Masereel, international renommiert vertrat, die engagierte Kunst. Kleint, der die aktuelle Tendenz der gegenstandslosen Malerei weitertrug und Kunz, dessen Schaffen zwischen Figur und Abstraktion siedelte.

Diese scheinbar stabile Gleichgewicht sollte jedoch sehr bald ins Wanken geraten. Dabei ließ sich alles gut an. Kunz und Kleint waren mit der Vermittlung der Grundlehre beauftragt. Kunz, bereits in seiner Hallenser Zeit mit den Vorkursen nach dem Vorbild des Bauhauses befasst, entwickelte für Saarbrücken einen Lehrplan der zur neuen Figuration führen sollte. Aus geometrischen, organischen Körperformen und graphischen Elemente ließ er Kompositionen fertigen, immer darauf bedacht, darüber zu einer neuen Gegenständlichkeit zu kommen. Ein Quadrat wird zur Tischplatte, ein Tropfen mutiert zur Vase, Kreis und Körperform fügen sich zur Baumkrone, zu Wolken. Kunz strebte in einem weiteren Schritt Kompositionen mit diesen durch Kombination entstandenen Formen an: Mal klassisch, mal

abstrakt, mal Bauhaus, mal Picasso. Die Kunst bot das Arsenal der Formen, aus der sich Neues bauen ließ.

Dazu kam das Zeichnen vor der Natur und die Beschäftigung in der Malerei mit klassischen figuralen Motiven vom Stilleben bis zum Porträt.

Kunz hat seine Lehre in einem Brief an Erwin Steitz wie folgt zusammengefasst: „Ich verfolge nicht die Absicht, meine Schüler als Malerpersönlichkeiten herauszustellen, sondern eine Methode, einen Lehrplan aufzuzeigen. Ich zeige damit, dass es innerhalb von der Kunst sehr viel Lernbares und Lehrbares gibt, dass der Lehre von den Mitteln der Harmonielehre und dem Kontrapunkt des Musikers gleichzusetzen ist, dass eine Lehrmethode möglich ist, und dass es auch in dieser Branche, wie bei allem ernsthaften Tun, auf geistige und handwerkliche Präzision ankommt.“

Wie es schien, erwuchs hier ein Ansatz und eine echte Alternative zur späteren die Wahrnehmung in den Schraubstock packenden Grundlehre von Kleint und Holweck, die in ihrer extremsten Ausprägung einem Blindflug durch die Welt mittels eines Autopiloten glich. Wahrlich, das war nicht die Sache des Augenmenschen und notorischen Bildersammlers Kunz. Wie hieß es doch: „Ich erkenne was mir passiert, und nicht was auf der Linie liegt“

Ein solches Denken führte letztlich zu seinem Abschied aus Saarbrücken. Denn das wohlerwogene Tableau der Maler hielt nicht, was es versprach. Gowa konnte sich nicht durchsetzen. Masereel erwies sich als werbewirksamer Vorzeigeprofessor, der ab und zu mal vorbeischaute und der Schule durch seine Rolle als längst als altbackener Renommierhumanist ihren politisch korrekten Anstrich gab. Kunz beschwerte sich und hielt auch nicht mit seinem Urteil über die Wandbilder Masereels nicht hinterm Zaun: „Kompletter Scheißdreck.“

Derlei war nicht angetan, die angespannte Situation an der Schule zu lösen.. Kunz und Kleint drohte wegen Schülermangel die Kündigung, ohnehin war die Schule bei der damaligen Regierung Hoffmann nicht wohlgekommen. Bigotterie und Kleingeistigkeit sahen in der Schule einen Sündenpfuhl. Dementsprechend gängelte man die Schule, was sich Kunz nicht gefallen ließ, wie seine Briefe vom Juli 1949 zeigen. Da fallen Worte wie „Idiot“ und „Dilettant“, nicht hintenrum geraunt, sondern direkt ins Gesicht des damit betitelten Ministerialbeamten

gesprächen. Im Gegenzug gedachte das Ministerium daher, die Kündigungen den Betroffenen in den Ferien zuzustellen. Was bei Kunz dann auch der Fall war.

Kunz musste gehen. Er wusste bereits vorher, dass er gehen musste. Nur wollte er noch etwas Zeit, um seinen Abgang vorzubereiten. Wäre er geblieben, diese Spekulation sei mir gestattet, hätte er zumindest mir erspart, den sich alsbald ausbildenden biederen sogenannten „saarländischen Kubismus“ von Zeit zu Zeit betrachten zu müssen.

Boris Kleint, Eklektizist wie Kunz, allerdings auf dem Gebiet der gegenstandslosen modernen Malstile, ging weitaus geschickter vor und rettete seine Stelle. Er blieb, die Malklasse der Schule richtete sich nach dem Weggang von Masereel und Gowa strikt auf die gegenstandlose Malerei aus.

Das galt auch für die Kunstsituation im Allgemeinen, in jedem Fall in der westlichen Welt. Ein Satz wie „Ich erkenne was mir passiert, und nicht was auf der Linie liegt“ führte damit Kunz direkt ins Abseits.

Nach Saarbrücken

Doch Kunz ging diesen Weg mit wehenden Fahnen. Dabei war er, besieht man es genau auf seine Art näher an der Zeit, als man es angesichts der dem Gegenstandslosen ergebenden Kunst der fünfziger Jahre und der folgenden Jahrzehnte zu glauben vermochte. Sein Atelier in Saarbrücken richtete er in einem Abbruchhaus ein. Öffnete man eine Tür schaute man in den Abgrund. „Unser Bild kann nur aus unserer Wirklichkeit, aus unserer seelischen und geistigen Situation, aus der Zeit entstehen und Zeit ist das Medium, durch das uns alles Lebendige herangetragen wird. Nur über den Umweg, über die Zeit kann Zeitloses entstehen“, schrieb Kunz in einem Brief vom 2. Juni 1947.

Daran maß er die Bilder von Ernst Wilhelm Nay und Oskar Schlemmer, in dessen Bildern ihm „Naturkraft und Erotik“ fehlten. Ohne sie bleibe das Geistige dünn. „Es ist wirklich abstrakte Malerei“, schloss er. Das war nicht seine Sache. Aber die aller anderen, der Kritik und des Kunstbetriebs, der Kunz weitgehend übersah.

„Raumgefühl ist gleich Lebensgefühl“, darauf kam es ihm an. Kunz suchte die zerbrochenen Formen und Spuren des Lebens in den Ruinen, den Torsi antiker Statuen, Puppen, in organischen und handwerklich, aber auch maschinell gefassten Formen. In seinen Bildräumen war nichts heil. Er baute Kulissen, nichts passte mehr zusammen. Die Flucht ins Abstrakte wollte er nicht antreten, lieber mit „wehenden Fahnen“ seinen Weg gehen. Und das mit außerordentlicher Konsequenz, wie seine Briefe zeigen.

Die großen Wandbilder, die er für Schloss Halberg und die Homburger Universitätskliniken in den fünfziger Jahren im Auftrag ausführte, ging er auf seine Weise an. Um sich der Einflussnahme seiner Auftraggeber zu entziehen und keine Kompromisse machen zu müssen, fertigte er die Entwürfe auf Karton oder Holz und legte sie seinen Auftraggebern vor. Nahmen diese an, war alles gut. Wollten sie Änderungen, dann zog er seinen Entwurf zurück. Man mag ermessen, wie hoch dieser Preis war, aber Karl Kunz zahlte ihn. Ich bin mir sicher, dass dazu nur ganz wenige in seiner Situation ebenso gehandelt hätten.

Nach den Jahren in Saarbrücken bezog er in Atelier über einer Schreinerei in Frankfurt. Seine Familie war in Weilburg an der Lahn mehr als 60 Kilometer entfernt, sesshaft geworden. Für einen, der erklärt hatte, auf das Studium anderer Werke angewiesen zu sein, musste es die große Stadt sein. Hier waren die Bilder der Zeit, die er brauchte, um daraus seine Bildräume in einem sagenhaften Rhythmus zu komponieren. Man schaut in sie hinein und beginnt in diesen Partituren aus der Weltgeschichte zu lesen.

Kompositionen aus der Welt

Kunz griff in die Kunstgeschichte, zu den in seinem Atelier herumstehenden Dingen, um nahe dem Surrealismus zu sein und dessen Ahnherr, dem Dichter Lautréamont zu folgen. Der pries die Schönheit, die aus dem zufälligen Zusammentreffen einer Nähmaschine und eines Regenschirms auf einem Seziertisch entstand. Dass Kunz diesen Satz und seine Wirkung kannte, darauf mag das Gemälde „Grab des Dichters“ verweisen, das sich auf besagten Isidore Lucien Ducasse bezog. Nur aus dem Disparaten, den Trümmern konnte das Neue entstehen, sofern es sich im Bildraum einer Verwandlung unterzog. Glatte Bilder, vollgültige Illusionen einer heilen Welt mit unversehrten Menschen waren das freilich nicht.

Kunz machte Anleihen beim Manierismus, bediente sich dessen Techniken mit Zitat, Übersteigerung, Allegorien zwischen Schönheit, Grauen und Sexualität, griff über in die Pop-Art montierte und collagierte Poster und Fotos in seine Bilder, die sich wie gemalte Filmstills ausnehmen. Fotografie, Malerei, Zeichnung Kunz schuf daraus etwas, das nicht eindeutig zuzuordnen ist. Er verweigert sich der Schublade.

Die Fotografie ist es, welche die Ausstellung zum Epilog der diesjährigen Classic Photography-Veranstaltung des Saarpfalz-Kreises macht. An deren Beginn stand Wolfgang Kunz, Sohn von Karl Kunz und Fotograf. Dessen Fotos hatte der Vater einst in seine Gemälde eingearbeitet.

Hier an diesen Ort, an den Karl Kunz 1947 zum ersten Mal gekommen war, kehrte er 1959 noch einmal zurück. Es gab an der Schule keinen mehr, der figürlich zeichnen konnte. Man brauchte Karl Kunz damals und nun auch heute. Welch' unfassbare Ironie liegt darin. Aber dazu gleich mehr.

Mit wehenden Fahnen

Wenn wir heute im Jahr 2009 von Malerei sprechen, dann ist die ungegenständliche Malerei so ziemlich jenseits des Trends. Angesichts des Schaffens von Karl Kunz, der für seine Arbeit mit der Figur sich den Vorwurf des Altbackenen, des Autoritären und gewiss auch des Konservativen gefallen lassen musste und Jahrzehnte am Rande des Kunstbetriebs harnte, entbehrt derlei nicht einer gewissen Ironie.

Nahezu alle, die sich mit dem Leben des Malers Kunz befasst haben, stellten fest, dass dieses Leben nicht gradlinig verlief. Darin liegt eine weitere Ironie. Verdankt sich diese von Auf und Ab bestimmte Bewegung doch gerade einer konsequenten Gradlinigkeit und Kompromisslosigkeit.

Dazu Karl Kunz kurz vor seinem Tod im Jahr 1971:

„Ich habe nie Sprünge gemacht und mich von keinen Ismen und Tendenzen verführen lassen. Dabei schaute ich neugierig nach allen Seiten.“

Dieser Gewissheit musste er sich versichern. Darin liegt die Bilanz seines Malerlebens, das für seine Konsequenz beispielhaft bleibt.

Noch einmal daher Karl Kunz: „Ich werde diesen Weg mit wehenden Fahnen gehen.“

So ist es. So soll es sein.

© SABINE GRAF 2009